

auch schon verkauft, da ja die Idee und die Person Whitemans sehr attraktiv sind. Nur das eine fehlt: das Manuskript.

Begreifliche ungeheure Verlegenheit. Das Szenario-Departement sei halb irr-sinnig, es werde konferiert, telefoniert, gekabelt, dem Regisseur werde alle halbe Stunde eine neue Idee auf den Tisch gelegt, aber keine taue etwas. „Der König des Jazz“ müsse natürlich eine Verherrlichung des Jazz sein, mit Whiteman als Mittelpunkt, mit viel Musik und zugleich mit einer lebendigen, einleuchtenden Handlung.

Ich hörte die Geschichte am selben Abend noch zweimal erzählen, immer im gleichen, scheinbar nur amüsierten Ton. Aber ich spürte: in den Köpfen von halb Hollywood rumorte der Gedanke, wie nett es doch wäre, mit ein paar Manuskriptseiten in der Tasche nach jenem Studio hinauszufahren, die Geschichte vorzulegen, auf der Stelle vom Regisseur umarmt zu werden und von ihm zu hören, jetzt sei alle Not zu Ende, das sei die Idee, die man gesucht habe.

An jenem Abend konnte ich nicht einschlafen. War's die heiße Nacht oder war's — etwas anderes? Jene Gesellschaft, in ihrer Not, war bereit, demjenigen 25 000 Dollar zu zahlen, der sie aus der Verlegenheit befreite. Es brauchten nur fünf, sechs Schreibmaschinenseiten zu sein, und — 25 000 Dollar. Man ist ja nur ein Mensch. Ich sitze eine Weile in dem Schaukelstuhl des Hotelzimmers, dann unversehens an dem kleinen aufklappbaren Schreibtisch. Fünf Schreibmaschinenseiten, ziemlich dumm natürlich, aber auch nicht gar zu dumm, irgendwo mußte schon so etwas wie ein Einfall stecken. Es mußte, so dachte ich (oder so dachte es in mir) schlicht sein, aber mit einem Schuß Phantasie. Was halt so in Hollywood für 25 000 Dollar verlangt wird.

Ich beginne aufs Hotelpapier etwas hinzukritzeln, anfangs planlos, allmählich in ein konzentriertes Arbeiten hineingeratend. Und nach zwei Stunden liegt die rohe Niederschrift einer Film-

skizze vor mir, der Skizze zu einem Film „Der König des Jazz“. Wirklich schlicht und mit einem Schuß Phantasie.

Es war sozusagen der Weg Paul Whitemans von seinen ersten Anfängen bis 1960 (wegen der Phantasie, die doch um Gottes willen nicht fehlen durfte, damit die Geschichte nicht allzu blödsinnig werde).

Etwa so. Um 1905 herum. Straßemusikanten, sieben Mann, spielen auf einem Hof, der dicke Paul Whiteman bläst die große Posaune. Er ist in ein kurzes, viel zu enges Jackett gepreßt, trägt eine flache Militärmütze wie die ganze Band.

Dienstmädchen an den Hoffenstern. Die Wolkenkratzerfront entlang fallen in Papier eingehüllte Münzen.

An einem Fenster ein blutjunges Mädchel, Synnie, die sich zwar wie die anderen nach der Walzermelodie mitwiegt, aber dann etwas unzufrieden sagt: Es sei doch nicht das richtige.

So ging's weiter. Bis zum Engagement der Kapelle ins Alexandria-Hotel in Los Angeles (wo Whiteman um 1912 herum tatsächlich längere Zeit hindurch gespielt hat). Die Band jetzt im Smoking. An einem Tisch wieder Synnie, ein bißchen unwirklich. Paul sieht sie. Sie hetzt ihn suggestiv in ein schärferes Tempo. Paul hetzt das Orchester.

Vorwärts, vorwärts. Das Orchester wirkt größer. Schon ist das Saxophon geboren. Whiteman holt sich die Leute von überall her. Irgendwo an einem Hafenkai sieht er einen Neger auf einer Kiste trommeln, zieht ein sehr kompliziertes, zusammenlegbares Schlagwerk aus der Tasche, packt den Neger am Schlafittchen, setzt ihn vors Instrument, der Neger bearbeitet es großartig. Einen Flötisten schneidet Whiteman vom Galgen. Auf einem Jahrmarkt holt er sich einen Kerl aus einer Schau-bude.

Einmal erscheint hinter ihm Synnie, zufrieden lächelnd. Er dreht sich um, sie ist verschwunden.

Der Jazz ist über die Welt gekommen. Ein Zeitungsinserat: „Mädchen, das